

Sie begriff wohl, daß alles Sich-wehren zwecklos war, versuchte es aber trotzdem immer wieder. Dabei machte sie den Eindruck, als sei sie schon lange zu der Erkenntnis gekommen, daß der Psychiater alles verstand und — alles wußte. Wenn sie falsche Antworten gab, verbesserte sie dieser und sie bestätigte resigniert. Manchmal bestätigte der Psychiater aber auch Antworten, die der Untersuchungsbeamte für unwahr hielt. Später stellte sich heraus, daß der Arzt recht gehabt hatte.

Obwohl einige Fragen unbeantwortet blieben, hatte das Verhör ein klares Bild von der Sendetätigkeit der Frau X. erbracht, und zwar bereits in der ersten Stunde. Sie versprach sogar, alles, was sie ausgesagt hatte, auch schriftlich niederzulegen, und sie tat es später auch. Beim zweiten Verhör, das sich in gleicher Weise abspielte, sagte sie nicht nur, was man von ihr zu wissen begehrte, sondern willigte auch ein, als Agentin für die NKWD zu arbeiten.

Frau X. war kein ganz leichter Fall. Es waren immerhin 19 Tage Instituts-Behandlung bei ihr nötig gewesen.

Aber ob 9 Tage oder 19 oder 39, die Methode der Zersetzung der Persönlichkeit hat sich in der Praxis der Sowjetjustiz bewährt, wie die Schau-prozesse in der UdSSR und in den Satellitenstaaten immer wieder beweisen.

Gottfried Benn

Von WILHELM GRENZMANN

In der geistigen Krisis der Gegenwart gehört Gottfried Benn zu den markantesten Gestalten. In Deutschland ist er einer aus der kleinen Schar, denen die Aufmerksamkeit Europas gilt. Sein Auftreten nach dem Krieg war unerwartet und überraschend: ein fast vergessener, mittlerweile sechzig Jahre alt gewordener Schriftsteller sah sich aus seinen Monologen, die er beharrlich mit sich selbst führte, herausgerissen und in ein öffentliches Gespräch gezogen, dessen Partner fast von Tag zu Tag an Zahl zunahmen. Man vernahm eine ungewöhnliche Sprache, hörte unglaublich kühne und radikale Sätze und wußte alsbald, daß der einsiedlerische Denker, dem am Dialog offensichtlich wenig liegt, wie nur wenige andere aus der Mitte unserer Gegenwart spricht. Der Vergleich mit Franz Kafka (dem von Benn nie Genannten) und mit Rilke (dem wenig Geschätzten) liegt nahe: ihre Teilhabe an der Krisis der Zeit tritt verspätet in das Bewußtsein der Generation; Geister von solchem Rang bedürfen der ihnen entsprechenden Konstellation der Verhältnisse, um überhaupt gehört und verstanden zu werden. Gottfried Benns Gestalt und Werk sind ein besonders gutes Beispiel dafür, daß gerade die stärksten geistigen Kräfte in Gefahr sind, spurlos unterzugehen, wenn ihnen nicht das Glück der Stunde die Menschen entgegenführt, durch die sie zu ungeahnter Wirkung gelangen.

Der Einfluß Benns ist um so bemerkenswerter, als seinem Werk jede einladende Geste fehlt. Er selbst hat nichts getan, um sich „durchzusetzen“ oder gar berühmt zu werden — ein Berliner Arzt, der seinen Beruf ausübt und davon lebt. Er macht den Eindruck eines Mannes, der die Zurückgezogenheit liebt, mit Menschen nicht zu viel zu tun haben will und seine Unabhängigkeit eifersüchtig bewahrt. Sein Name war in jungen Jahren mit dem Expressionismus verbunden gewesen, zu dessen Lyrik er Gedichtsammlungen (wie „Morgue“, „Söhne“) beige-steuert hatte, Verse aus der Atmosphäre der Spitäler, der Krankheiten, der Verwesung, der Nacht und des sinnlosen Grauens. Sein heutiges Werk liegt vor in wenigen kleinen Bänden und umfaßt, was aus seinem früheren Schaffen Bedeutung behielt („Frühe Prosa und Reden“), Sammlungen von späteren Essays („Ausdruckswelt“, „Der Ptolemäer“), ein Gespräch („Drei alte Männer“), Aussageformen, deren Gattungscharakter kaum fest bestimmbar ist — es handelt sich um eine Folge monologischer Meditationen — sowie ein zweifacher Lebensbericht („Doppelleben“). Seine Gedichte sind in zwei Bändchen gesammelt, „Trunkene Flut“ (aus den Jahren 1912—1930) und „Statische Gedichte“. Wichtige Essays, die inzwischen schwer erreichbar waren, sind jetzt in neuer Ausgabe wieder zugänglich.

Sein Band „Doppelleben“ gibt über die äußeren und inneren Voraussetzungen seines Daseins Auskunft. Man lernt die Umrisse des „Lebensweges eines Intellektualisten“ kennen, der es sich zurechnet, „eine besondere geistige Problematik eingeboren erhalten zu haben und sie nach eigenen Formen und selbstverantwortlich das Leben hindurch zur Darstellung bringen zu müssen“. Darin liegt die Verteidigung einer Denkart, die sich unter dem vergangenen Regime der Verdächtigung ausgesetzt sah, „undeutsch“ zu sein. Benn betont die Wichtigkeit zweier Züge, die als Erbteil auf ihn zugekommen sind und sein Wesen bestimmen: seine Herkunft aus einem Pfarrhaus, das ihn in die Luft protestantischer Tradition stellte und zum Teilnehmenden einer Geistigkeit machte, die in einem spezifischen Sinne Denken und Dichten verband, und das kalvinische Schweizertum seiner Mutter, die nicht nur die protestantische Komponente in ihm verstärkte, sondern vielleicht auch die Neigung des Südens zur Form in ihn hineintrug. Protestantisch mag dabei wohl auch ebenso der radikale Trieb zur Unabhängigkeit und Selbstverantwortlichkeit sein wie die Suche nach dem verborgenen Gott in einer sich selbst überlassenen Welt. Die Zugehörigkeit zur preußisch-brandenburgischen Landschaft und deren Menschenschlag ist ihm ebenso wichtig wie seine schicksalhafte Bindung an Berlin und die Liebe zur gespannten Geistigkeit der deutschen Hauptstadt. Seiner naturwissenschaftlich-medizinischen Schulung verdankt er „die Kälte des Denkens, Nüchternheit, letzte Schärfe des Begriffs, Bereithalten von Belegen für jedes Urteil, unerbittliche Kritik, Selbstkritik, mit einem Wort die schöpferische Seite des Objektiven“. Die ärztliche Seite seiner Tätigkeit, die Beschäftigung mit dem Elend und seinen so oft undeutbaren Ursachen, der Blick in das

Dunkel und die Abgründe muß sein Weltbild mitgebildet und modifiziert haben. Die Gestalt des Rönne und anderer Ärzte in seinen novellistischen Essays der frühen Zeit spiegeln sein Bild.

Dieser Mann stellt nun in die Mitte seiner Aussage noch einmal Nietzsches Satz: „Gott ist tot.“ Weniger erschüttert und pathetisch als Nietzsche, der seine Entdeckung in die Welt hinausstreitet, vielmehr ganz sachlich, nüchtern und scheinbar ganz kalt trifft er die Feststellung, daß Gott überall vertrieben ist, wo er noch vor einiger Zeit stand. Ähnlich wie Kafka und der späte Rilke fragt er nach der Existenz des Menschen in einer götterlosen Welt. Der Realitätszerfall seit Goethe sei vollkommen. „Der Erdboden ist zerrüttet von purer Dynamik und von reiner Relation. Funktionalismus... heißt die Stunde, trägerlose Bewegung, unexistentes Sein... Überall imaginäre Größen, überall dynamische Phantome, selbst die konkretesten Mächte wie Staat und Gesellschaft substantiell gar nicht mehr zu fassen, immer nur der Prozeß an sich, immer nur die Dynamik als solche.“ Bisher standen noch, so heißt es einmal, die Altäre der Heiligen und die Flügel der Erzengel hinter dem Menschen, und aus Kelchen und Taufbecken rann es über seine Schwächen und Wunden. Jetzt erst beginne die Serie der großen und unlösbaren Verhängnisse seiner selbst; die Verwandlung der Welt in der Richtung auf Entgöttlichung und demzufolge eine neue Daseinsorientierung nehme erst jetzt ihren Anfang. Die tragische Weltlehre Nietzsches wird noch einmal nachvollzogen mit allen ihren harten Konsequenzen: „Das Leben ist ein tödliches Gesetz.“ Wie lange wird es tränenlos ertragen werden können?

Zerfall der Realität heißt zugleich Zerfall des Ichs. Die Problematik des Menschenbildes ist der Ursprung aller Zweifel und Verhängnisse. Sie durchzieht die Zeit wie ein dunkler Faden. Es mag noch einmal an Schellers Satz erinnert werden, daß wir „eine einheitliche Idee vom Menschen“ nicht mehr besitzen. Das Ich sieht sich im Ansturm der Mächte in Frage gestellt und zugrunde gerichtet. Wir erleben Tag für Tag den Einbruch der Welt in uns und werden uns selbst undeutlich. Wer ist dieses Ich, das sich fortgeschwemmt sieht von den andrängenden Fluten der äußeren Welt, von den Gewalten der eigenen Tiefe, in der die Kräfte ungezählter Ahnen leben? In der frühen novellistischen Studie „Pameelen“ stellt Benn nach eigenem Urteil die Frage nach der Wirklichkeit direkt, grausam und bodenlos. „In diesem Hirn zerfällt etwas, was seit vierhundert Jahren als Ich galt und wahrhaft legitim für diesen Zeitraum den menschlichen Kosmos in vererbaren Formen durch die Geschlechter trug. Nun ist dieses Erbe zu Ende... Die Linie, die so großartig im ‚cogito ergo sum‘ als souveränes Leben, das seiner Existenz nur im Gedanken sicher war, begann, in dieser Figur geht sie schauerlich zu Ende.“ Der Mensch versteht sich selbst nicht mehr. Er ist die „Gestalt im Dunkeln“, „weder εἶν noch πᾶν“. Ubellaunige Äußerungen früherer Denker scheinen sich zu bestätigen, so Schellings Urteil, daß der Mensch „das Schwanzstück der Schöpfung“ sei, „eine spaßhafte Bestie“. Er

ist, wie Benn es ausdrückt, „ein halbgelungenes Wesen, ein Entwurf, das Werfen nach einem Adler, schon riß man die Federn, die Flügel nieder.“

Sätze solcher Art kennzeichnen nicht nur das große Irrewerden an den Glaubenssätzen der Tradition, sondern die radikale Loslösung von ihnen. Die christlichen Antworten auf die Frage nach dem Wesen des Menschseins verhallen ungehört; mit ihnen gehen auch die Tröstungen, die mit dem Leben versöhnen und es erträglich machen, verloren. So sieht sich der Mensch in die Schauer seiner naturhaften Ursprünge zurückversetzt. Benn geht — wie Nietzsche — mit äußerster Entschlossenheit den Weg einer neuen Daseinsverkündigung — gegen das Christentum und die abendländische Tradition. Die alten Bestände sind aufgezehrt. Die Entwicklung der Zeit sorgt für schnellen Verbrauch von Überzeugungen. „Ein Gedanke begegnet dem anderen, der marxistische dem westeuropäischen, der faustische dem mittelmeeischen, der kollektive dem isolationistischen, der biologische dem geisteswissenschaftlichen, der kritische dem empirischen, der soziale dem aristokratischen . . . Der heute angreifende Gedanke ist morgen der geschlagene, die heute mit der Zeit identische Idee ist bei der nächsten Gegenbewegung die abgelebte und entleerte, einige Motive halten sich Jahrhunderte, ja Jahrtausende, wie das nazarenische oder das antike, aber sie bleiben das dialektisch defensiv-offensive Milieu. Das Gefühl für diese Relativierung, Relativierbarkeit der europäischen Gedankenwelt, der Verlust des Bestimmten und Absoluten ist das augenblickliche Stigma des Kulturkreises . . .“

„Meine Generation hatte noch gewisse literarische Residuen von den vorausgegangenen, an die sie anknüpfen konnte: Vater-Sohn-Probleme, Antikes, Abenteuer, Reisen. Soziales, Melancholie des *Fin de Siècle*, Ehefragen, Liebesthemen — die heutige hat nichts mehr in Händen, keine Substanz und keinen Stil, keine Bildung und kein Wissen, keine Gefühle und keine formalen Strebungen, überhaupt keine Grundlage mehr — es wird lange dauern, bis sich wieder etwas findet.“ Benn kann die Ratlosigkeit nur bestätigen. „Dies ist das Gesetz: Nichts ist, wenn je etwas war, nichts wird sein. Der schönste und der tiefste Gott geht vorüber, der einzige, der das Geheimnis des Menschen trug: je größer die Erkenntnis, um so unendlicher das Leid.“ Es ist die endgültige Antwort auf die frühe Frage seines Rönne: „Aber über allem schwebte ein leises zweifelndes Als ob: als ob Ihr wirklich wäret Raum und Sterne.“ Darum gibt es nur Spott über „das abendländische Finale: zu glauben, daß es etwas gibt“.

Benns eigene Lösung des Weltproblems ist die Lösung Nietzsches; durch alle Wandlungen der Zeiten sieht er die Bewahrung von unwandelbaren Grundverhältnissen, auf dem Hintergrund aller geschichtlicher Veränderungen erkennt er ein ursprüngliches Gesetz; es ist die Spannung von Leben und Geist, Chaos und Ich, Ungestalt und Form. In seinen frühen Werken, seinen Gedichten und Novellen, tritt der erste der beiden Pole übermächtig hervor; in seinen späteren Werken beschwört er den Geist, damit er Wider-

stand biete, eingrenze und herrsche. Damit stehen wir vor der Entgegensetzung, die im modernen Denken Nietzsche zum Vater hat und wohl mit der Beheimatung im Weltinnenraum gegeben ist: der Abgrund ruft den Übermenschen heraus, damit dieser ihn besiege und sein Reich ausbreite, so weit er es vermag.

Benns erste Grunderfahrung ist — nach seinen frühen Schriften zu urteilen — die Unverständlichkeit, Rätselhaftigkeit und Dunkelheit des Lebens. Hier gibt es nichts zu erklären; man kann nur staunend feststellen. Kein menschliches Verhalten ist unzulänglicher als das rationalistische, das auf eine billige Weise allen Erscheinungen auf den Grund gehen will. Bestimmend darin ist die Erkenntnis der Übermacht des Unbewußten, Irrationalen, Vitalen, des unfassbar „Anderen“; demgegenüber erweist sich das Individuelle als unwichtig, bedeutungslos, geringfügig. Dies geht auf vielerlei Einsichten zurück. Wir sind Verlorene in den weiten Räumen der Welt; wir sind nur eine Welle im Strome der Geschlechter, die auf uns stoßen und durch uns hindurch gehen. Zudem sind wir Gefangene der eigenen Tiefe; Freud und die Triebpsychologie haben es uns gelehrt. Wir werden des Treibenden in uns selbst inne in der immerwährenden Bewegung, im Tausel und im Rausch. Jenseits des Bewußtseins liegen ungeheure Dinge. Wir haben Zugang zu ihnen durch gesteigertes Leben und tun viel, um auch zu ihnen zu gelangen. Drogen erschließen uns unbekannte Welten; wir „provokieren“ das Leben durch Kräuter, Atemholen und rituelle Gebetshaltungen („alles aus einer Familie“). Rausch: das ist die Selbstwehr des Menschen gegen die Enge des Bewußtseins. Auch die Neigung des Menschen zum Selbstmord, der nur in seltenen Fällen auf bewußte Gründe und Überlegungen zurückgeführt werden kann, zeigt an, wie nahe wir der Grenze nach unten sind. In der Beschwörung dieser unbewußten Schicht liegt die faszinierende Kraft des einen Teils von Benns Werk. Sobald wir unter die Schwelle des Bewußtseins treten, geraten wir in ein Fluten und in ein Strömen. Damit verbindet sich notwendig die Vorstellung des Unbeständigen, Vergehenden und Gestaltlosen, und da wir es mit einem Arzt zu tun haben, stellt sich auch der Geruch der Kliniken und des sich Auflösenden ein. Wir spüren nicht nur das Unvermeidliche des Todes, sondern auch seine Häßlichkeit. Wer sich diesen Gesichtern überläßt, wird vom Grausen erfaßt. Der Hauch des Todes weht ihn an, die Vergeblichkeit und Sinnlosigkeit des Lebens und Sterbens, ja des ganzen Daseins muß ihn zur Verzweiflung bringen. In „Urgesicht“ heißt es: „Ich erinnerte mich der Aussprüche gewisser Tieferefahrner, daß es vom Übel wäre, wenn sie alles sagten, was in ihrem Wissen läge. Ich gedachte der sonderbaren Sätze, daß man es aufgeben solle, nach jenen letzten Worten zu suchen, deren Schall, wenn sie nur ausgesprochen würden, Himmel und Erde ins Wanken brächten . . . Von keinem blieb mehr als ein Umriss und ein Hauch: Das Leben war ein tödliches Gesetz und ein unbekanntes; der Mann, heute wie einst, vermochte nicht mehr, als das Seine ohne Tränen hinzunehmen . . . Wiederkehr war alles.“

Dies alles steht nicht so einsam da, wie es den Anschein hat. Die Hinordnung des Menschen zu den Kräften der Lebenstiefe, die Neugier für den Abgrund, der sich vor uns auftut und uns zuletzt verschlingt, die Vorstellung des letzten Endes, vor dem den entsetzten Menschen kein Klagen und keine Wehr bewahrt, die Überzeugung, daß das Leben eine absolute, in sich selbst ruhende Realität ist, die ihre Geschöpfe spielerisch und ohne Sinn aus sich entläßt und wieder zu sich zurückholt, dies macht den Schmerz und die Unruhe alles weltimmanenten Denkens und Dichtens aus. Wer darin lebt, sucht nach einem Ausweg, der ihm den Durchbruch erlaubt, nach einer Metaphysik, die ihm die Welt nicht nur klarer macht, sondern ihm auch erlaubt, in ihr eine festere Stellung zu beziehen. Thomas und Heinrich Mann, das von Benn verehrte Brüderpaar, gingen ihren eigenen Weg, George und Rilke gingen den ihren. Auch Benn vertraut sich dem Chaos nicht an.

Dieses Chaos nämlich stellt sich dar als Aufgabe der Bewältigung und Überwindung durch das Ich, den Willen, die Form. Die zweite Urerfahrung des Menschen ist die Selbstgewißheit des Geistes, der sich dem Chaos entgegenstellt. Leben und Geist stehen in Feindschaft gegeneinander; es gibt keine Befreundung des Geistes mit dem Leben, sondern nur die Auseinandersetzung und den Kampf. „Das, was lebt; ist etwas anderes als das, was denkt, dies ist eine fundamentale Tatsache unserer Existenz, und wir müssen uns damit abfinden.“ Der Stil des Denkens nicht nur bei Benn, sondern bei allen, die mit ihm in ähnlichen Bahnen gehen, zeigt die Neigung zur Dialektik; die Bewegung zwischen Leben und Geist meint den Sprung zwischen zwei Unendlichkeiten. In Leben und Geist kündigt sich freilich noch eine weitere Spannung an, die zwischen Werden und Sein, und es ist bezeichnend für die Sehnsucht nach Dauer und Unvergänglichkeit, wenn das Sein dem Leben übergeordnet wird. „Leben ist nichts, Sein ist alles.“

Dieses selbe Ich, das sich eben noch so fragwürdig zeigte, als so merkwürdig „unexistent“ — erweist sich als den Widersacher des Lebens. Es entreißt dem Leben seine Dunkelheiten. Es verbreitet um sich eine Zone der Helligkeit. Die schwächliche Gestalt des Menschen fühlt sich dem Ungeheuer des Lebens gegenüber gewachsen. Der Geist kämpft täglich um sein Reich und seine Souveränität darin. Er pflanzt inmitten der feindseligen Welt seine Banner auf. Benn ist also strenger Dualist, der den Unterschied macht zwischen dem Leben und dem „Anderen“. Es ist dasselbe Weltverhalten, wie Stefan George es zeigte, für den das Leben und seine Feindseligkeit das „Andere“ war.

Es ist schwer zu sagen, wieviel in solchen Aussagen aus den unmittelbaren Erfahrungen unserer Zeit stammt. Manches schließt zeitgeschichtliche Perspektiven ein. Inmitten der Verwirrungen heißen die neuen Götter Ordnung und Form und wünschen sich als Arbeit in des Menschen Hand. „Das Halten der Ordnung, das Erkämpfen der Form gegen den europäischen Verfall!“ Aber in Wahrheit sind hier Urphänomene gemeint, die die Kraft zur Erhellung der Geschichte besitzen. „Wenn man die weißen Völker im Verlauf

ihrer letzten fünfhundert Jahre überblickt und einen Maßstab sucht für den Rang großer Geister, läßt sich nichts anderes dafür erkennen als der Grad von Nihilismus, den sie unaufhebbar in sich trugen und durch die Bruchstücke ihrer Werke anfallsweise überdeckten. Alle großen Geister der weißen Völker haben, das ist ganz offenbar, nur die eine innere Aufgabe empfunden, ihren Nihilismus schöpferisch zu überdecken. Dieses Grundgefühl, das sich mit den verschiedensten zeitgeschichtlichen Strömungen durchflocht — mit dem religiösen bei Dürer, dem moralischen bei Tolstoi, dem erkenntnis-mäßigen bei Kant, dem anthropologischen bei Goethe, dem kapitalistischen bei Balzac — war das Grundelement aller ihrer Arbeiten. Ungeheuer vorsichtig wird es immer wieder vorgebracht. Mit Fragen zweideutiger Art, mit Wendungen höchst abtastenden, doppelsinnigen Charakters nähern sie sich ihm auf jeder Seite, in jedem Kapitel, innerhalb jeden Strichs. Keinen Augenblick sind sie sich im Unklaren über das Wesen ihrer inneren schöpferischen Substanz. Das Abgründige ist es, das Leere, das Resultatlose, das Kalte, das Unmenschliche. Nietzsche wirkt in dieser Reihe lange als idealistischer Antinous. Noch Zarathustra — was für ein Naturbursche, was für ein Züchtungsoptimismus, was für eine flache Utopie vom Geist und seiner Verwirklichung! Erst im letzten Stadium des Ecce homo und der lyrischen Bruchstücke läßt er den anderen Tatbestand in seinem Bewußtsein hoch und das, darf man annehmen, war dann der Zusammenbruch, daß er von der Brücke in jener braunen Nacht in den Abgrund sah, den Abgrund sah, spät — für seinen Organismus und sein Prophetentum zu spät. Auf dieser Brücke und in dieser Nacht erhob sich auf Fledermausflügeln eine Abendgestalt, spaltete sich die Erde, entwand ein Zeitalter dem andern seine Zeichen und jene Antithese von Leben und Geist erhob sich, die wir so lange in uns trugen, die wir aber heute schon wieder jenseits der Erde sehen.“

Die Tätigkeit des Geistes als der Kraft der Weltbewältigung ist zweifach. Er ist einerseits auf intellektuelle Herrschaft aus. „Intellektualismus ist die kalte Betrachtung der Erde.“ Der Begriff „schied Welt von Chaos, trieb die Natur in die Enge, schlug die Tiere, sammelte und rettete die Art.“

Die andere Seite zeigt sich in der Gewinnung der künstlerischen Form. Sie ist die im strengsten Sinn eigentliche Entgegensetzung zum Chaos, ihr Gegenbegriff, die größte Schöpfung des Ichs. In ihr wird dem Chaos die Gestalt entgegengehalten. Der Ergebnislosigkeit des Lebens steht die vom Menschen geschaffene Dauer gegenüber. Kunst ist für Bennis die letzte metaphysische Seligkeit innerhalb des europäischen Nihilismus. Die Kunst höchsten und isolierten Wesens, was gab es denn noch außer ihr? Kunst ist ein in sich ruhendes, ein „abgeschlossenes Gebilde“. Sie ist absolut, zeitlos, beziehungslos, absichtslos. Sie ist das Sein im Strom des Vergehens. Sie ist letztlich auch ohne Entwicklung (im Sinne der in ihr enthaltenen Werte). Auch ist der Künstler kein Lehrer, kein Erzieher oder gar Besserer der Menschheit — er hat auch demgemäß keinen pädagogischen Eros; er ist auch kein Träger einer Kultur und für diese verantwortlich — Kulturträger

sind Erscheinungen ganz anderer Art. Der Künstler steht in seiner Zeit durchweg fremdartig und herausfordernd da, gesellschaftlich gesehen ist er nicht selten asozial und unnütz. Am Beispiel Kleists verdeutlicht Benn die Stellung der Künstler unter den Menschen. Aber als die Darsteller der tragischen Grundverhältnisse der Welt haben sie den höchsten Rang; sie sind die „Tränen der Nation“.

In dieser Absolutsetzung der Form — sei es in der Wortgestalt, sei es in der bildenden Kunst — spürt man hintergründige Kräfte. Zunächst das ebenso Erschreckende wie dämonisch Großartige, daß das Ich sich autonom macht. In der Beziehungslosigkeit der Kunst drückt sich die Überzeugung aus, daß hier die Welt endet. In der entgötterten Welt besetzt das Ich den leergewordenen Thron. Es geht diesen Weg in einer Mischung von Hybris und Verzweiflung. Wer sollte anders in der Welt regieren, wenn es kein göttliches Prinzip mehr gibt? Es verfährt zudem mit der gewaltigsten Anstrengung. Nietzsches Wille zur Macht wird hier Wille zur Form. Das Maßgesetz der Welt liegt in uns selbst.

Auf der anderen Seite ist nichts so deutlich wie der Wille zur Ewigkeit. „Ich will Formen suchen und mich hinterlassen; Wirklichkeiten eine Hügelkette, o von den Dingen ein Gelände.“ Die Geschichtsfeindlichkeit und das grundsätzliche Mißtrauen gegen jede geschichtliche Verkündigung — besonders deutlich in dem Band „Der Ptolemäer“ — beruht im Grunde auf diesem Willen: dem Schein zu entfliehen und eine bleibende Heimat zu finden. Aber das beziehungslose Gedicht, das in den leeren Raum hineingesprochene Wort, das makellose Kunstwerk aus Farbe und Stein — es ist das Äußerste, was Menschen erreichen. Damit schaffen sie ihre Ewigkeit. Sie ist „eine Gründung der Menschen, an der sich der Zeitstrom bricht“ (Rychner).

Ist es wirklich so? Muß nicht auch das Schöne sterben? Behält nicht der Abgrund zum Schluß doch Recht? Können wir die „ungeheure existenzielle Leere des heutigen deutschen Menschen“ auf diese Weise füllen? Stehen wir nicht in einer neuen Fiktion, einem neuen Als ob? Machen wir uns nicht vor, wir könnten mit solchen Gaben ein neues Leben beginnen?

Was bleibt übrig? Nichts als die beziehungslose Existenz. „Mein Streben nach Einheit beschränkt sich auf das jeweilig in meinen Händen zur Bearbeitung befindliche Blatt . . .“ Was nicht als zusammengehörig erfahren wird, mag auseinanderfallen, „ich halte es mit dem Unvereinbaren“. Gewiß, aber aufs Ganze des Lebens bezogen, ergibt sich das Bewußtsein einer verhängnisvollen und quälenden Diskontinuität. Es bleibt nichts als das Bekenntnis zum unaufhebbaren Leid. Daraus erwächst trotz aller Tapferkeit die Stimmung der Melancholie und der Schwermut. Im Zeichen der Untergänge steht das Ich in seiner Einsamkeit da. „O Ich, kaudinisch einsam unter der Verneinung, blutäugige Nacht der wesenlosen Flucht, nördlicher Zapfenstreich der Inselträume . . . O Rosen-Letztes und Levkoien-Welle, und Holz und Erde, alles ist vertilgt, es schweigt um dich, wie nie es schwieg: die

Menschen, Götter und die Sterne, du bist dahin und von dir abgetan wie hier der Hirten Hütte . . .“ „Wie ist er einsam. Wie sieht er in die Ferne. Durch Gebüsch, feuchtrankig, kaum erspähbar ist die Stätte: da lehnt an Kelche sich der Tag, da rauscht die Dolde, im Park strömt über seinen Traum der Pan.“

Aus solchen Erfahrungen entwickelt sich der Pessimismus als Lebenshaltung. Über der Vergänglichkeit der Erde liegt die Trauer. „Das Spiel ist die Kerzen nicht wert.“ „*Omnia fui et nihil expedit.*“ „*Vulnerant omnes, ultima necat.*“ Der Pessimismus, meint Benn, ist ein legitimes Prinzip der Seele, ein uraltes, das in der weißen Rasse echte Formen fand. „Was die weiße Rasse angeht, so weiß ich nicht, ob ihr Leben Glück ist, aber jedenfalls ihr Denken ist pessimistisch.“ Es sei sogar das Element ihres Schöpfungstums. „Es hat Zeiten gegeben, zum Beispiel im 4. und 5. Jahrhundert, in denen, noch ohne alle Einwirkungen der Völkerwanderung, der Pessimismus eine fast allgemeine, wenigstens theoretisch zugegebene Gesinnung war. Die Entstehung der Klöster, in Ägypten und Palästina, war ihr Werk.“ Pessimismus als Lebenshaltung ist eine das geschichtliche Leben aufhellende Kategorie, ähnlich wie die Spannung zwischen dem Nichts und dem Ich.

Es scheint, daß sich im Werk Benns eine der äußersten Positionen dartut, die im gegenwärtigen Leben unseres Volkes eingenommen werden können. Daß er über eine große und immer noch wachsende Gefolgschaft blicken kann, zeigt an, wo wir geistig in Deutschland stehen. Er ist der Stellvertreter einer Daseinsform, die zu vollziehen Tausende sich scheuen — hier wird mit dem Äußersten so ernst gemacht wie sehr selten nach Nietzsche. Die Tapferkeit einer solchen Haltung stellt auch ihre Anforderungen an den andern; der Dichter verhöhnt die „Stummelindividualitäten“, die ihre Scheingestalt zur Schau stellen, die „Stehaufmännchen des Behagens“, die Barrabasschreier, die „bon und propre“ leben wollen. Er will seiner Wahrheit nach leben. „Jawohl, der von mir vertretene Gedanke ist demgegenüber das Erbarmungslose — ohne zu fragen, wohin es führt; dies ist meine Feindfahrt, Freundfahrt, das ist mein primäres Menschentum, alles andere ist Verbrechen.“ Der Glaube wäre nichts als Flucht. „Glauben stellt mich schon außerhalb der Substanz, in der ich arbeite.“ Gott ist ein „schlechtes Stilprinzip“ und „Götter im ersten Vers ist etwas anderes als Götter im letzten Vers“.

Gedanke und Stil verbinden sich bei Benn zu einer vielbewunderten Einheit. Die Form seiner Aussage unterscheidet ihn von allen Zeitgenossen; sie ist das Äußerste an Vereinzelung, Abseitigkeit und Eigenwilligkeit, dabei von solcher Kraft und Sicherheit, daß er alles trifft, was er sagen will. Bense meint, seine Prosa bilde „zum ersten Mal seit Nietzsche eine Etappe“. Es ist ein Stil der Assoziationen, die sich in der Reihung von Substantiven, in der Häufung kurzer Satzgebilde den ihnen eigentümlichen Ausdruck schaffen. Diese Sätze sind ohne Fluß, nicht immer rhythmisch und melodisch; sie stehen — was ebenso viel wiegt — nebeneinander ohne gedankliche Ver-

knüpfung, ohne Kopula, ohne Beachtung logischer Bei- oder Unterordnung — vielmehr befinden sie sich oft in frontaler Aufstellung, hart, eisig, herrisch und aggressiv. Dieser Stil entwickelt nicht; er behauptet, er ist „provokatorisch“, es sind lauter Setzungen. Darin liegt das Spezifische der Aussage, die von ihr ausgehende eigentümliche Faszination; in ihr äußert sich die Explosivität des Ichs, das in die Aussage einbricht. Die Verbindung zu den Dingen erscheint ebenso abgerissen wie die Einheit des Ichs zerbrochen, das nicht mehr von Meditation zu Meditation schreitet, sondern atemlosen Denkstößen erliegt. Benn selbst spricht vom „Stakkatotyp“:

„In Dschungelluft, mephitisch stummer Nacht der Tigerinseln, Ganges-Holofernen, magischen Mahlen und sakralem Akt, schwülend Kalkuttas Phallen Süd-Monsune, die Globen glüh'n wie Erz die Steppe Flammen, asiatische Sunde, pulvriges Astral —

Auf Pfauenthronen, auf Smaragdgeflügel, lichtweißem Marmor, fjordischem Geblau aus kleinem Vogel Salangane baut Nest aus Gallert hochbewährt für Suppe, aus Mammut reinem Fleisch aus Eis getaut von weißem Bär und Hunde stumm verschlungen, aus Straßen, indischen, wie Tulpenbeete: Schwertschlucker, Schlangenzaubrer, Haibeschwörer — Verwirrten, Grüblern, Irren, Katatonen — : gibt es ein Paradies auf Erden, so ist es hier — so ist es hier —.“

In diesem Stil zeigt sich nicht nur die Besonderheit einer Begabung, sondern auch ein Ehrgeiz: hier möchte eine neue Aussageform ihre Kraft zeigen, „eine Prosa außerhalb von Raum und Zeit, ins Imaginäre gebaut, ins Momentane, Flächige gelegt“, eine „absolute Prosa, das Gegenteil von Psychologie und Evolution“. Benn schwebt das Bild der Orange vor („Orangestil“): die einzelnen Stücke legen sich selbständig um einen Kern.

Wirklich steht man Seite für Seite staunend vor der Kraft einer solchen Aussage. Hier wird nicht ziseliert, keine Feinarbeit geleistet (im Sinne der Sprachkunst Thomas Manns), wohl aber werden Sprengleistungen vollbracht und Felsen bewegt. Das Ich zeigt seine Kraft; es bändigt und ist gewalttätig. Der Stil ist auf das äußerste geladen, nicht vom Gegenstand her, sondern durch das Ich.

Aber was auch immer zum Lobe dieser Prosa gesagt werden muß: man geht durch sie wie durch eine Welt gespenstischer Gesichte und Laute. Die Formen der Welt sind zerstört, das Leben ausgelöscht, man sieht wie in eine Landschaft von Ruinen. Dem Zerfall der Formen entspricht ein Zerfall der Inhalte; es ist eine müßige Frage, wer wem vorausgeht. Wer so schreibt wie Benn, hat die alten Ordnungen verlassen; wie Rilke bedurfte er einer neuen Sprache, die seiner Art, die Welt zu sehen, entspricht. Bense verbindet die Prosa Benns mit weiträumigen Bewegungen. „Die Destruktion der klassischen Seinslehre, ein Weg von der Theodizee zur Fundamentalontologie, von der Metaphysica generalis zur Technologie der Welt ... stellt eine intellektuelle Bewegung dar, der, wenn man die Variation ins Literarische

zuläßt, . . . die frühe Prosa Gottfried Benns angehört.“ Innerhalb dieses Zerfalls erkennt er die bestimmende Bedeutung zweier Reduktionen: der solipsistischen und der atomistischen. Die solipsistische meint die Zurückführung der geistigen Akte auf eine durch das menschliche Bewußtsein begrenzte Welt, die atomistische die Auflösung in kleinste Teile. „Gottfried Benns eigentümliche frühe Prosa bleibt ästhetisch unverständlich, wenn man sie nicht aus einem ästhetischen Solipsismus begreiflich findet.“ Es mag so sein. Die Genialität dieses Stils erweist deutlicher als jede philosophische Beteuerung, wie vollständig der Verlust an Wirklichkeit ist.

Die beiden Gedichtbände erregen die Bewunderung der Zeit. Zwar öffnen auch sie sich nicht dem einfachen Verständnis; der Zugang zu Benns Versen will erobert sein. Es ist nicht leicht, gewagte Wortbildungen, ja Jargon, wovon die Prosa voll ist, als ästhetischen Bestand eines Gedichtes anzuerkennen. Aber es gelingt ihm, auch das gefährlichste, das bedrohendste Wort zum Mitträger des Ganzen zu machen und darin Kräfte zu erwecken, die man nicht für möglich hielt. Wie kein Dichter unserer Zeit aber vermochte er es, auch das Gedicht zum Zeugen seiner Einsamkeit zu machen: das Ich steht allein in der Unendlichkeit der Welt, in seinen Träumen, in seiner Not.

Woher, wohin —, nicht Nacht, nicht Morgen,
kein Evoo, kein Requiem,
du möchtest dir ein Stichwort borgen —,
allein bei wem?

Ach, als sich alle einer Mitte neigten
und auch die Denker nur den Gott gedacht,
sie sich den Hirten und dem Lamm verzweigten,
wenn aus dem Kelch das Blut sie rein gemacht,
und alle rannen aus der einen Wunde,
brachen das Brot, das jeglicher genoß —,
oh ferne zwingende erfüllte Stunde,
die einst auch das verlorne Ich umschloß.

(Verlorenes Ich.)